

## THEMA

WELT AM SONNTAG | NR. 51 | 18. DEZEMBER 2016 | SEITE 13

# Herr Gloor **WILL** gehen

Armin Gloor hat beschlossen, an seinem 70. Geburtstag aus dem Leben zu scheiden. Obwohl ihm anscheinend nichts fehlt. Nur wenige können ihn verstehen. Aber niemand hält ihn auf. Warum?

*Text: Sascha Lehnartz Fotos: Daniel Auf der Mauer*



N

Nächsten Donnerstag will Armin Gloor sich das Leben nehmen. Das Datum hat er gesetzt, weil er überzeugt ist, dass es für das Gelingen seines Vorhabens entscheidend ist, einen festen Termin vor Augen zu haben. Also hat er beschlossen: Am 22. Dezember 2016 werde ich sterben.

Nächsten Donnerstag. Zwei Tage vor Weihnachten. Es ist Armin Gloors 70. Geburtstag. Ein „schöneres Datum kann es nicht geben“, findet er. „Ein Ereignis der Ästhetik.“ Genau der richtige Tag, um seinem Dasein ein Ende zu setzen, meint er.

Obwohl ihm nichts zu fehlen scheint. Er hat keine tödliche Krankheit. Er wirkt nicht verzweifelt. Aber er findet, dass es jetzt genügt. Deshalb hat er sich eine tödliche Dosis des Gifts Natrium-Pentobarbital besorgt. Er will es am Donnerstag trinken.

Es ist das Gift, mit dem auch Exit, die Schweizer „Vereinigung für humanes Sterben“ ihre Patienten versorgt. Aber Gloor ist kein Exit-Kunde. Er erfüllt die Voraussetzungen für die Sterbegleitung nicht. Vor dem Gesetz ist er zu gesund dafür. Selbst in der Schweiz, wo es leichter ist freiwillig zu sterben als in Deutschland.

Der Gedanke, dass sein Menschenleben nicht länger als siebzig Jahre währen sollte, treibt Gloor schon seit Langem um. Seit mindestens zwei Jahrzehnten beschäftigt ihn die Frage. In den vergangenen zwei Jahren reifte sein Entschluss. Er hat ihn nicht verborgen. Im Gegenteil. Er hat es allen erzählt. Seiner Ehefrau, von der er getrennt lebt, Verwandten, seiner engsten Freundin, die er seine „Herzensfreundin“ nennt. Den alten Freunden, die ihm geblieben sind. Seinem Hausarzt. Dem Nachbarn und dessen Sohn.

Nicht jeder nahm ihn gleich beim Wort. Erst nach und nach wurde ihnen klar, wie ernst es ihm ist. Der eine oder andere versuchte, ihn von seinem Plan abzubringen. Aber die, die ihn lange kennen, wissen, dass Armin Gloor schwer umzustimmen ist, wenn er einen Entschluss gefasst hat. „Wenn er sagt, er macht etwas, dann macht er das“, sagt seit Studienfreund E., der ihn seit mehr als vierzig Jahren kennt. Gloor zielt gern einen Satz von Max Frisch: „Aus einem lange errungenen Entschluss entspringt eine kühne Tat“, so in etwa laut er. Armin Gloor hat jetzt eine kühne Tat vor.

Hat ein Mensch das Recht, einfach so zu sagen: „Danke, es reicht, ich gehe jetzt?“ Was nutzt ein Mensch denen zu, die ihn lieben, wenn er ihnen zu verstehen gibt, dass er trotzdem sterben möchte? Wie hält man einen Menschen vom Sterben ab, den nichts mehr am Leben zu halten scheint? Und was hält einen Menschen eigentlich am Leben?

„Ich sterbe lieber zu früh als zu spät“, sagt Armin Gloor. Seine Horrorvorstellung? Eine Treppe hinunterzustürzen, irgendwie zu verunglücken, danach hilflos zu sein. An Schließchen und Apparaten zu hängen. Ärzten und Maschinen ausgeliefert zu sein. Dann lieber zu früh gehen. Aber aus freiem Willen.

Man darf vielleicht sagen, dass Armin Gloor sich mit dem Tod ganz gut auskennt. Nicht nur, weil er über den richtigen Zeitpunkt seit Jahren nachdenkt. Sein vier Jahre älterer Bruder hat sich vor 19 Jahren vor einen Zug geworfen. Er selbst hat seine 91 Jahre alte Mutter 2009 beim Sterben begleitet, als diese nach dem Tod ihres Ehemannes nicht weiter leben wollte. Der Tod ist nicht sein Freund, aber doch steter Begleiter.

Armin Gloor ist eloquent. Es mangelt ihm nicht an Selbstbewusstsein. Er erzählt gern, und er erzählt mit Genuss über sich selbst. Er ist auf nicht unangenehme Weise das, was man auf Schweizerdeutsch einen „Schnorri“ nennt. Eine Plaudertasche.

Zuweilen kann er ruppig werden. Sein Urteil ist scharf. Es gibt nicht viele Autoritäten, die er akzeptiert. Religionen oder, wie er sagt, „Religions“ hält er für einen ausgemachten Schwachsinn. Ärzte und Psychiater größtenteils für überschätzte, korrumpierbare Idioten. „Arschlöcher“, bricht es dann und wann aus ihm heraus. Er ist ein Freund von Kraftausdrücken. Jähzornig? „Ich würde eher sagen ‚impulsiv‘“, antwortet er.

Gloor hat Erziehungswissenschaften und Psychologie studiert und ist promoviert. Eine Zeit lang war er Lehrer, dann Hochschuldozent, bevor er als freiberuflicher Berater Assessment-Center abhielt. Er hat viele Jahre seines Berufslebens damit verbracht, Führungskräften zu zeigen, was sie falsch machen. Die meisten Füh-

rungskräfte sind ziemliche Flachpfeifen und machen relativ viel falsch, findet Gloor.

Zu seinen Veröffentlichungen gehört ein Buch über die Methodik von Assessment-Centern und eines mit dem Titel „Jesus im Persönlichkeitstest“. Das ist kein humoristisches Buch. Es ist ein Assessment-Center für den Sohn Gottes. Bewertungsgrundlage sind dessen Worte und Taten laut Johannes-Evangelium. Der Coach Armin Gloor kommt dabei zu dem Schluss, Jesus sei als Führungskraft vollkommen ungeeignet.

Es ist nicht leicht, Armin Gloors Ansprüchen gerecht zu werden. Am wenigsten vielleicht für ihn selbst.

Beim ersten Telefonat klingt er überraschend gut aufgelegt: „Ich bin sehr beschäftigt mit dieser Sterberei. Sterben ist nämlich extrem aufwendig. Ich sollte nach meinem Tod ein Seminar anbieten: ‚Selbstständig sterben – aber wie?‘ Könnte eine Bombe werden.“

Gloor hat sein Testament abgefasst und hinterlegt. Er redigiert in diesen Tagen seine jüngsten Tagebücher. Seit Jahren schreibt er beinahe jeden Tag. Am Ende eines jeden Jahres lässt er sie drucken.

Zu sagen, dass Gloor nichts dem Zufall überlassen mag, ist eine Untertreibung. Er plant alles bis ins Detail. Erst recht seinen Tod. Schon aus Rücksicht auf die Angehörigen. Deren Leben soll möglichst „ruhig und störungsfrei weitergehen“.

Deshalb hat Armin Gloor ein Drehbuch zu seinem Suizid verfasst. Sein dreiseitiges „Sterbe-Drehbuch“ überarbeitet er permanent. Im Moment liegt die „Version 05“ vor. Es beginnt unter Punkt 1 „Ausgangslage“ mit dem Unterpunkt 1.1 „Am Donnerstag, dem 22. Dezember 2016, will ich in meinem Haus sterben“. Es folgt eine minutiöse Liste mit „zu erledigenden Jobs“ bis zum Tag X.

Darunter finden sich Anweisungen für seinen Hausarzt, seinen Nachlassverwalter und seine Herzensfreundin, die ihm am Todestag beistehen soll. Es folgen Hinweise für den Druck der Todesanzeigen, die Bereitstellung von 20.000 Schweizer Franken „Operationsgeld“ zur Begleichung sämtlicher Kosten, die Abfassung der nötigen Dokumente für Polizei und Bestatter, die Organisation der Gartenpflege nach dem Ableben, die Umleitung der Briefpost, die Aktualisierung der Schenkungsliste und unter 4.5 der Punkt: „Einen kleinen Vorrat an Knabberereien anlegen, die den Besuchern am 22. Dezember gereicht werden können.“ Die Knabberereien sollen „am Südende“ des Esstisches aufgestellt werden. Falls jemand Hunger bekommt, während der Amtsarzt die Sterbedokumente ausfüllt. Das könnte schließlich einige Zeit dauern.

Gloor lebt in einem kleinen Dorf im Blenio-Tal, einem rustikal-charmanten Alpenital im nördlichen Tessin. Vor zwanzig Jahren hat er hier die Villa Giuditita gekauft, ein dreistöckiges Landhaus, großzügig, ohne pretzig zu sein. Der Blick von der Terrasse über die herbe Schönheit des Tals ist postkartendyllisch. Er hat das Haus über Jahre hinweg gemeinsam mit seiner Ehefrau geschmackvoll und behutsam restauriert. Nach der Trennung hat er alleine weiter gemacht. Armin Gloor hat künstlerische Talente. Die Jugendstilschablonen für die Wandverzierungen hat er selbst angefertigt. In einem Gästezimmer hat er seinen Daumen-Abdruck hundertfach vergrößert als Dekor auf die Wand geworfen. Und als er vor Kurzem erst mit dem letzten Zimmer fertig wurde, da hat er über den Türrahmen einen großen Stempel-Schriftzug gemalt: „Erledigt.“

Gloor führt ins Wohnzimmer. Bodentiefe Glastüren weisen in den wilden Garten. Durch die Scheiben sieht man kahle Obstbäume und dralle Schafe. In der Ecke des Zimmers steht ein Klavier. An der Wand hängt ein Bild seiner Eltern. Ein grüner Punkt klebt darauf. Auch auf den Blechschirmen der Industrielampen über dem großen rustikalen Esstisch kleben grüne Punkte. Und auf dem Esstisch. Auf fast allen Möbeln. Auf einer kupfernen Destille, mit der er Slow-Food-Edelschnäpse brennt. Auf den Punkten stehen Namen. Gloor hat in den letzten Wochen und Monaten Freunde und Verwandte gebeten, die Dinge zu markieren, die sie gern aus seinem Nachlass erhalten würden. Anfangs haben sich manche gesträubt. Auch seine Ehefrau. Aber inzwischen machen alle mit. Selbst seine Ehefrau.

Vorn vor dem Kamin steht ein Sessel, im Zebra-Muster bezogen. In diesem Sessel will Armin Gloor am Donnerstag aus dem Leben scheiden. Es ist derselbe Sessel, in dem seine Mutter am 17. April 2009 starb.

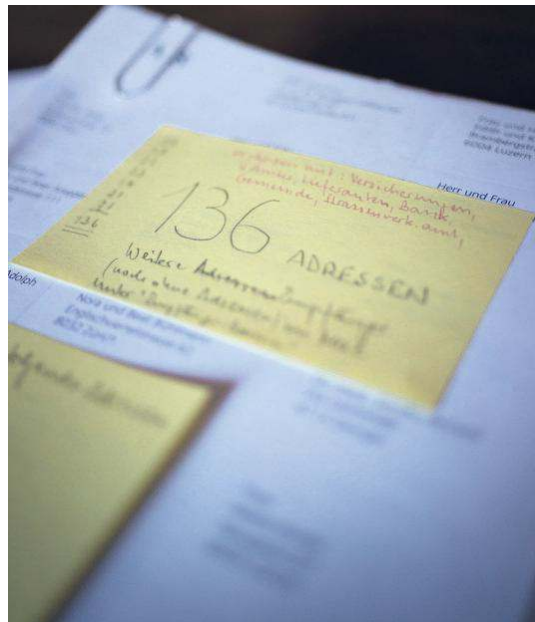
„Es gibt gute Gründe zu leben, und es gibt gute Gründe zu sterben“, sagt Gloor. Das klingt um ein Haar wie bei Albert Camus. In dessen „Mythos von Sisyphos“ lautet der erste Satz: „Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben sich lohne oder nicht, beantwortet die Grundfrage der Philosophie.“

Doch wie ist Armin Gloor zu der Antwort gekommen, dass sich sein Leben nicht mehr lohne?

„Ich weiß es ja selbst nicht“, sagt Gloor. Angesichts der Akribie seiner Vorbereitungen ist das

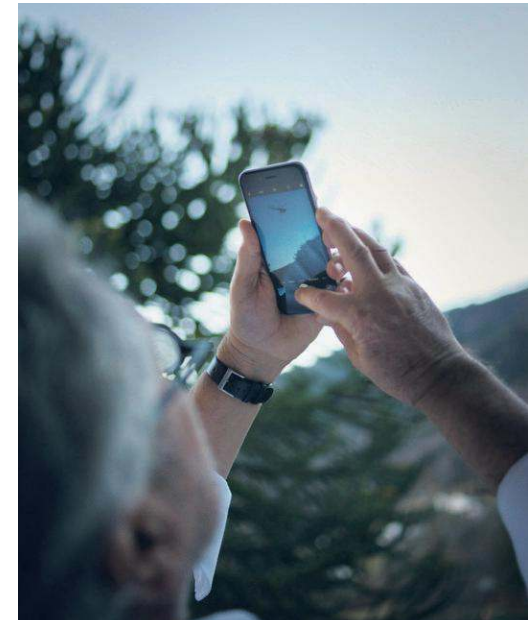


In seinem Haus im nördlichen Tessin bereitet Armin Gloor seinen Tod minutiös vor, sammelt Unterlagen, schreibt Ablaufpläne





Freunde und Verwandte von Gloor sollten sich Gegenstände aussuchen, die sie nach seinem Tod als Andenken erhalten. Mit grünen Punkten sind sie markiert



eine unbefriedigende Antwort. Er merkt es selbst und legt nach: „Ich zähle mal auf. In der Hoffnung, Sie können das dann sinngemäß aus-einanderkämmer.“

Dann sagt er, dass er nie alt werden wollte. Nie das „Erlebnis der Gebrechlichkeit, der Abhängigkeit“ haben. Glücklicherweise sei er in seinem bisherigen Leben darum herumgekommen. „Aber ich habe auch alles unternommen, um nicht abhängig zu werden. Alles, was mich in Freiheit ließ.“

Bevor er Unterstützung annimmt, unfrei wird, möchte Armin Gloor lieber sterben. Die Vorstellung, sich pflegen zu lassen, „sich den Arsch abwischen zu lassen“, ist für ihn ein „No-Go“, wie er sagt, „abartig“. Und wenn man ihn fragt, warum es so unvorstellbar für ihn ist, sich irgendwann einmal von irgendwem helfen zu lassen, dann ist das erste Wort, das ihm einfällt, „Demütigung“.

Das Alter findet er jetzt schon demütigend. „Ich kann so viele Sachen nicht mehr, die ich einmal konnte und über die ich mich freute. Zum Beispiel wandern oder vögeln.“

Seine Altersversorgung hat Gloor so angelegt, dass sie bis siebzig reicht. Nicht viel länger. In der Schweiz braucht man für die Rente eine sogenannte „zweite Säule“ aus privater Vorsorge. Gloor hat sie beinahe aufgezehrt. Er hat gut gelebt und bereut nichts. Die Formulierung „den Gürtel enger schnallen“ hasst er. Schlechte Hotels und zweite Klasse fahren in der Bahn lehnt er ab. Er will auf gar keinen Fall irgendjemandem zur Last fallen. Der Gemeinschaft „nicht auf der Tasche liegen“. Er hat seine Altersversorgung verbraten und somit jeden Anspruch auf Hilfe verliert. So sieht das Gloor.

Es klingt, als habe der Wirtschaftsliberalismus des Schweizer Gesundheitssystems ihm ein fatal schlechtes Gewissen bereitet. Bevor er unnötige Kosten verursacht und der Gemeinschaft zumutet, stirbt er lieber. Aber das ist nicht die ganze Geschichte.

Oben im dritten Stock, von seinem Arbeitszimmer aus, hat man nicht nur einen prächtigen Blick über das Tal, man sieht auch einen Bauernhof. Dort wohnt Armin Gloor's Ehefrau. Mit ihrem neuen Mann, Armin Gloor, schaut aus dem Fenster und erblickt einen Hund. „Das ist der Hund meiner Frau“, sagt er, „dann kann sie nicht weit sein.“ Kurz darauf kommt sie den Hügel hinauf. Neben ihr geht ihr Partner. Armin Gloor winkt. Die beiden winken zurück. Er hegt keinen Groll, sagt er. Vor drei Jahren, als der Neue auf einmal da war, hatte er kurz erwogen, sich richtig aufzuregen. Den Neuen vielleicht zu verprügeln. Sich an seiner Frau irgendwie zu rächen.

Aber Armin Gloor ist psychologisch geschult. Er kennt Techniken, um mit emotionalen Krisen umzugehen. Er hat die Lage „analysiert und integriert“, sagt er. Mit seiner Ehefrau hat er sich arrangiert. Man besucht sich, ist zusammen, sieht gelegentlich fern. Mit ihrem Neuen versteht er sich inzwischen gut, „vielleicht sogar besser als mit meiner Frau“. Sein Nebenbuhler durfte sogar im Keller einige Werkzeuge mit grünen Punkten versehen. Der sei so ein Typ, der „an keinem Baumarkt vorbeigehen kann“.

Das Scheitern seiner Ehe treibt Gloor dennoch um. Von „der Niederlage“ seines Lebens spricht er. Dabei kann er nüchtern beschreiben, was schiefief. 2007 gab er seine Beratungsfirma in Zürich auf, um ganz ins Tessin zu ziehen. Seine Frau hatte das einstige Ferienhaus dort längst zu ihrem Ort gemacht. Nun wurde es rasch zu eng für zwei. Armin Gloor hat in puncto Haushaltsführung konkrete Vorstellungen, seine Frau hat andere. Er ist kein großer Fan von Tieren. Seine Frau schon. Sie hält Hunde, Esel und Alpakas. Armin Gloor findet Hundekot im Garten unerträglich und den Geruch von nassen Alpakas problematisch. Seine Frau ist zwanzig Jahre jünger als er, und sie liebt das Landleben. Sie baute ein kleines Unternehmen auf, bietet seither Trekkingtouren auf Maultieren an.

Gloor war damals 61 Jahre alt und dachte mehr und mehr über sein Ende nach. Seine Frau fing gerade noch einmal von vorn an. Das ging nicht lange gut.

„Für mich wurde es immer klarer, dass es so kommen würde“, sagt seine Ehefrau heute. „Das war für mich schwierig. Er war irgendwann mit dem Zu-Ende-Gehen beschäftigt, während ich meine Zukunft gestalten wollte. Ich akzeptiere das, aber es war irgendwann nicht mehr meine Geschichte.“

Sie verstanden sich nicht mehr. Sie stritten sich. Seine Frau sei unfähig, sich zu entschuldigen, findet Gloor. Er selbst glaubt meistens, dass er recht hat. Eines Tages überließ er Nachbarbauer seiner Frau einen alten Hof, sie baute ihn um und verliebte sich in den Mann, der ihr beim Umbau half.

Mit seiner Frau war Gloor mehr als 20 Jahre zusammen. Keine Kinder. Er wollte nie welche: „Kinder sind ein verpflichtender Vertrag, den man zwanzig Jahre lang erfüllen muss.“

Er zweifelt, ob er ein Vater hätte sein können,

auf den Verlass gewesen wäre. Armin Gloor hat keine Kinder, weil er sich selbst nicht über den Weg traute.

Ob heute etwas anders wäre mit Kindern? Er ist sich nicht sicher. „Vielleicht hätte das meine Seele anders wachsen lassen“, sagt er.

Nachdem Armin Gloor sich entschlossen hatte, sich zu töten, hat er dies seinem Hausarzt mitgeteilt. Der war irritiert. Er versuchte, Gloor von seinem Vorhaben abzubringen. Als er sah, dass es nicht fruchtete, verständigte er vorschriftsgemäß den Kantonsarzt. Dieser ließ Gloor vorschriftsgemäß von einem Psychiater untersuchen. Der Psychiater diagnostizierte eine „doppelte narzisstische Kränkung“. Die erste sei für Gloor die Aufgabe seines Berufs gewesen, die zweite die Trennung von seiner Ehefrau.

Kann schon sein, zuckt Gloor mit den Schultern. Er weiß, dass die Abwehr einer Diagnose das erste Symptom dafür ist, dass sie zutrifft. Aber wer hat schon keine narzisstische Kränkung hinter sich? Die sei selten ein hinreichender Grund, sich umzubringen.

Der Amts-Psychiater gab nach der vierten Sitzung auf, nachdem Gloor ihm einen Fragenkatalog vorgelegt hatte, dessen Auswertung ergab, dass der Mann methodisch nicht auf der Höhe war. Der Psychiater wies den Fall zurück an den Kantonsarzt. Der resümierte, Gloor sei sich über die Konsequenzen seiner geplanten Tat vollauf bewusst. Das spreche dafür, dass er zu rechnungsfähig sei. Gloor hat nun schriftlich, dass die zuständigen Behörden in seinem Fall nach Abwägung der Rechtsgüter zu dem Schluss gekommen sind, das Selbstbestimmungsrecht des Individuums sei höher einzustufen als die Schutzverpflichtung des Staates. Die Schweiz wird ihn nicht aufhalten.

Das Gift, mit dem Gloor sich töten will, hat er sich bereits 2007 besorgt. Nur für den Fall. 2008 starb Armin Gloor's Vater im Alter von 93 Jahren. Seine Mutter, damals 91, kam in ein Pflegeheim und verlor nach dem Tod ihres Ehemanns bald selbst den Willen weiterzuleben. „Bei mir wird der Ofen auch bald aus sein“, seufzte sie immer wieder.

Irrendwann, erzählt Gloor, habe er sie gefragt: „Mutter, willst du mir einen Auftrag zum Sterben geben?“

Die Mutter sagte Ja. Armin Gloor fragte noch einmal. Sie sagte wieder Ja. Da erkundigte er sich bei Exit nach den Voraussetzungen für die Sterbebegleitung. Seine Mutter erfüllte die Kriterien. Sie erhielt die nötigen ärztlichen Atteste. Eine der Bedingungen, die Exit nennt, ist die „Dauerhaftigkeit des Todeswunsches“. Um diesen zu prüfen, empfahl der Exit-Berater, ein festes Sterbedatum zu setzen. „Sterben ist eine Anstrengung“, erklärte der Sterbehelfer. „Es braucht immense Energie. Wenn der Sterbewunsch nicht nur eine Pose sein soll, sondern dauerhaft und ernst zu nehmen, dann muss man das prüfen. Dafür braucht man ein Datum.“

Die Mutter entschied sich für den 17. April 2009. Den markierte sie in ihrem Kalender. Und hielt an dem Datum fest. Die Wochen bis zum To-der seiner Mutter beschreibt Armin Gloor als „herzerreißend intensiv“. „Nie war ich so nah an meiner Mutter dran, mit Henen, mit Lachen, mit Abschiednehmen.“ Beim Erzählen kommen ihm die Tränen. Am Tag vor ihrem Tod ging sie in Zürich noch einmal zum Friseur. Das schwarze Seidenkleid, das sie trug, hatten sie einige Tage vorher gemeinsam an dem Schrank ausgewählt. Armin Gloor's Mutter trank den Becher mit dem Gift an einem strahlenden Frühlingstag. Draußen blühten Kirschbäume. Ihr Sohn und seine Frau saßen neben ihr und hielten ihre Hand.

„Etwas friedlicheres als das Sterben meiner Mutter kann man sich nicht vorstellen“, sagt Gloor. „Keine Angst, kein lautes Geräusch keine Schläuche, keine weißbrockten Professionals, kein Schieben des Krankenbets. Sie trank das und wir schwatzten noch ein Weilchen. Dann fielen ihr die Augen zu. Wie bei den Zugfahrern, die im Pendelverkehr müde sind.“

Seither ist Armin Gloor überzeugt, dass ein festes Datum hilft, wenn man vorhat zu sterben. Er hat auch schon erlebt, wie es anders geht. Vor 19 Jahren hat sich sein Bruder umgebracht. Kurt Gloor war vier Jahre älter als Armin, ein Künstler, der sich vom Grafiker und Plakatmalen zum Filmemacher entwickelt hatte. In den Siebziger Jahren galt er als „leuchtender Stern“ des jungen Schweizer Kinos. Sein bekanntester Film heißt „Die plötzliche Einsamkeit des Konrad Steiner“, 1976 war der Film auf der Berlinale zu sehen. Er handelt von einem alten Mann, der in ein Heim abgeschoben werden soll.

Armin Gloor beschreibt das Verhältnis zu seinem älteren Bruder als „komplex“. Die Karriere des Älteren verlief nicht geradlinig. 1987 verlor er sein Vermögen beim Börsencrash, drehte fortan Dokumentarfilme fürs Fernsehen. In den

90ern hatte er zunehmend mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen, mit Depressionen. Armin versuchte ihm zu helfen, entwickelte ein verhaltenstherapeutisches Konzept für den Bruder. Es wirkte nicht.

Kurt Gloor wies sich selbst ins Burghölzli ein, die psychiatrische Klinik der Universität Zürich, an der einst auch C.G. Jung praktizierte. Nach einigen Tagen bat er seinen Bruder, ihn wieder abzuholen: „Wenn man noch nicht verückt ist, wird man es hier“, sagte Kurt über die psychiatrische Anstalt.

Armin holte seinen Bruder ab, an einem Freitag, ging mit ihm Mittag essen, ermahnte ihn, abends noch einmal anzurufen. Kurt rief nicht an. Am nächsten Tag meldete sich die Polizei. Sie hatte Kurt an den Gleisen gefunden, in seiner Brieftasche ein Post-it-Zettel. Man möge seinen Bruder verständigen. Armin identifiziert die Leiche, überbrachte die Nachricht dessen Frau und seiner Tochter. Dann seinen Eltern. Alle waren „völlig konsterniert“. Es ist eine Erfahrung, die er seinen eigenen Hinterbliebenen ersparen möchte. Auch deshalb gibt er sich mit der Organisation seines Todes große Mühe.

Fragt man Armin Gloor, ob seine Lebensmüdigkeit von Depressionen herrührt, antwortet er frank: „Ich war immer irgendwie depressiv. Ein Leben lang. Ich bin nicht so begabt fürs Glücklichein. Für dieses „Aufgestellt sein“, wie man es heute pflegt: „Ich bin lässig, ich bin cool, ich bin Ich-AG“ - Das lag mir nie.“

Sein Tagebuch habe ihm stets gute Dienste geleistet, wenn das „Selbstmitleid“ zu groß wurde. Am nächsten Tag sei es meist weitergegangen. „Eine klinische Diagnose Depression würde ich mir absprechen“, sagt Gloor. „Keine Wirth in den Arsch und los geht's.“ Das wäre meine Therapie.“

Doch als er sein Sterbedatum festgelegt hatte, hatte er plötzlich Angst. Dass ihn doch noch eine Depression ereilen könnte. „Letztes Jahr habe ich am 22. Dezember gedacht: Alles, was ich ab

”  
ICH BIN SEHR  
BESCHÄFTIGT MIT  
DIESER STERBEREIE.  
STERBEN IST  
EXTREM  
AUFWENDIG

ARMIN GLOOR

jetzt erlebe, wird das letzte Mal sein: Die Jahreszeiten, die sensationellen Blumen in meinem Garten im Frühjahr, die Sommertage, die Herbstblätter. Ich dachte, das macht mich vielleicht kaputt. Aber denke. Ist gar nicht passiert.“

Erstschöpfungszustände stellt er gelegentlich fest. Manchmal hat er keine Lust mehr, Besuch zu empfangen. „Ich will nicht sagen, dass ich mich auf das Sterben freue. Aber ich verspüre eine Ungeduld. Es soll jetzt auch mal vorbei sein.“

Es gibt einen Film von Ari Kaurismäki, „I Hired a Contractor to Kill Me“. Ein Lebensmüder setzt einen Auftragsmörder auf sich selbst, verliebt sich dann aber plötzlich in ein Mädchen. Gloor hat den Film nie gesehen. „Scheiß“, sagt er lachend, als er von der Story hört. Dann sagt er: „Würde ich nie machen, einen Killer beauftragen. Damit gibst du zu viel Autonomie ab.“

Mit einem romantischen Wunder in letzter Minute rechnet er nicht mehr. „Als desillusionierter alter Sack“ glaubt er nicht mehr an Verliebtheit. Neulich hat er auf einer Party eine sehr attraktive, kluge, jüngere Frau kennengelernt. Sie hieß sogar Salomé. Ein kurzer Flirt, eine vorletzte Verlockung. Nichts, was ein Leben rettet.

Armin Gloor hat das alles längst durchgespielt: Mögliche Gründe, die ihn hätten bewegen können, weiterzumachen. Ein Lotteriegewinn? „13 Millionen, ja! Schöne Idee, dann könnte ich rumänische Arschputzer anstellen und sogar so fürstlich bezahlen, dass sich niemand beklagen könnte. Dazu zwei, drei junge Damen engagieren, die alles für mich tun würden.“

Eine „machistische Luxusfantasie“, sagt Gloor, nachdem er sie ein paar Sekunden lang in grellen Farben lustvoll ausgemalt hat. „Spätestens am zweiten Abend“ würde ihm das keine Freude mehr bereiten können.

Eine Reise nach Südamerika? Hat er nur kurz erwogen. Lohnt sich nicht mehr, findet er. Eine Weile entflammte er für die Idee, ein Buch über die Kunstsammlerin Gertrud Gübi-Müller zu schreiben. Eine tolle, moderne, emanzipierte Frau, Fotografin und frühe Autofahrerin, die mit ihrer Sammlung moderner Kunst den Grundstein für das Solothurner Kunstmuseum legte. Aber der Direktor des Museums habe ihn nicht ins Archiv gelassen. Gloor fühle die nötige wissenschaftliche Qualifikation, befände er. Noch so heißt: „Die plötzliche Einsamkeit des Konrad Steiner“, 1976 war der Film auf der Berlinale zu sehen. Er handelt von einem alten Mann, der in ein Heim abgeschoben werden soll.

Die Antwort war: eigentlich nicht. Es gibt nichts mehr, wofür Armin Gloor noch leben mag. Er will nur noch seinen Abgang gut über die Bühne bringen.

## FORTSETZUNG VON SEITE 15

Die Frau, die ihn in seinen letzten Stunden begleiten soll, ist seine Herzensfreundin. Auch sie ist eine ehemalige Studentin von ihm, ungefähr zwanzig Jahre jünger, wie seine Ehefrau. Erst vor ein paar Jahren begegneten sie sich wieder. Es entstand eine enge Freundschaft. Sie reisten gemeinsam. An die Oder-Neiße-Grenze oder ins Priaul. Sie fuhr Fahrrad. Gloor mit dem Auto hinterher. Sie redeten viel. Irgendwann weihte Gloor sie in seinen Plan ein. „Als er mich fragte, ob ich ihn begleite, war das kein Schock, sondern ein Vertrauensbeweis“, sagt sie. Sie hat nicht versucht, ihn umzustimmen. „Das ist seine Entscheidung. Er will das. Die Vorstellung, dass er bedürftig werden könnte, ist für ihn eine schreckliche.“

Und dann formuliert die Herzensfreundin einen Gedanken, den so oder so ähnlich fast alle aussprechen, die Armin Gloor näher kennen: „Er ist ein sehr selbstständiger Mensch.“ Armin Gloors Ehefrau umschreibt das so: „Er will keine Abhängigkeit, er will frei sein, in einem ganz umfassenden Sinn, im Denken, Fühlen, Entscheiden, aber auch in der körperlichen Mobilität.“ Und sein alter Studienfreund E. spricht von „einem Autonomiebestreben, das fast nicht zu bremsen ist“.

Die drei Menschen, die Armin Gloor vielleicht am nächsten stehen, scheinen seine unerhörte Entscheidung zu verstehen. Weil sie finden, dass sie zu ihm passt. Um sie zu akzeptieren, mussten sie sich von ihm trennen wie seine Frau, Distanz wahren wie sein ältester Freund oder ihm vertrauen wie seine Herzensfreundin. Keiner hat versucht, ihn umzustimmen.

Ja, die Bitte, ihm beim Sterben zuzusehen, sei „eine Zumutung“, räumt die Herzensfreundin ein. Aber nicht im negativen Sinne: „Er mutet, er traut mir das zu.“ Sie wog das Für und Wider ab, sprach lang mit Freunden, einer Mitbewohnerin, die selbst ihre Mutter und ihren Bruder

mit Exit beim Sterben begleitet hatten. Die bestärkten sie. Sie ist froh, dass Armin das Drehbuch geschrieben hat. So hat sie eine Ahnung, was auf sie zukommt.

Nicht dabei sein am 22. Dezember wird Armins Ehefrau. „Ich verliere meinen Mann. Das ist sehr traurig. Aber je mehr er sich dem Sterben zuwandte, desto mehr habe ich mich dem Leben zugewandt. Ich will nicht mitsterben.“

Dennoch respektiert sie seinen Entschluss. Armin habe sich „immer wieder nicht an Konventionen angepasst. Insofern ist es eine Idee, die zu seinem ganzen Leben passt“. Sie erkennt sogar „eine Art Botschaft“ im Freitod ihres Mannes: „Er findet, dass unsere Gesellschaft in etwas hineingerät, das zunehmend untragbar wird. Die Menschen werden immer älter, aber wir halten krampfhaft an einem alten Sozial- und Gesundheitssystem und an alten Werten fest. Man darf nicht darüber reden, dass man vielleicht irgendwann lieber sterben möchte, obwohl man noch leben könnte.“

Auch sein alter Studienfreund E. hält die Entscheidung des Freundes, den er seit 1973 kennt, für „stringent“: „Wenn man das ganze Leben von Autonomie und Unabhängigkeit redet, dann ist das die letzte Konsequenz“, findet E.

Willensstärke liege bei Gloors in der Familie. „Der Bruder und die Mutter sind freiwillig gegangen. Es sind Leute mit einer gewissen Entscheidungskraft“, sagt E. Deshalb habe er auch nie gesagt „Mach's nicht“. „Denn es ist seine Entscheidung.“

E. und Gloor pflegten über die Jahre eine Freundschaft mit Höhen und Tiefen. In vielem sind sie sich nicht einig. Mit Gloor muss man streiten können. „Man muss sich wehren, er ist ziemlich dominant“, weiß E. aus Erfahrung. Bei dem, was E. die „Inszenierung“ nennt, wollte er nicht mitmachen. „Er geht ja nicht einfach, es wird dabei jedem eine Rolle zugesprochen“, sagt E. „Er hat über den Tod hinaus alles organisiert.“



”

DAS WIRKT  
VIELLEICHT ABSURD,  
ABER DAS IST ES  
NICHT. ER IST NUR  
DER EINZIGE, DER ES  
SO MACHT

GLOORS EHEFRAU

Viel mehr kann ich nicht zeigen, dass sich Herr der Dinge sein will. Das ist schon auch eine Machtfantasie“, findet der Freund, der sich Gloors Willen zur Macht nicht bis zum Ende unterwerfen mag.

Gloors Ehefrau sieht das ähnlich, auch deshalb wahrte sie Abstand. „Das ist schwierig. Er gestaltet seinen Tod – und man wird mitgestaltet.“ Zugleich erkennt sie ihren Mann in eben diesem Gestaltungswillen wieder: „Er hatte immer einen Sinn fürs Inszenieren.“

Armin Gloor würde seiner Frau in diesem Fall nicht widersprechen. „Ja“ sagt er, die Frage, „was wäre, wenn das Ganze ein Theaterstück wäre“, habe er sich selbst auch schon gestellt. „Kann es sein, dass ich eine ganz andere Art Theater mache, anstatt den Goethe zu kopieren? Ich habe keine Antwort. Aber der Verdacht, dass ich mir ein Publikum angelacht habe, ist nicht von der Hand zu weisen.“

Der eigene Tod als Kunstwerk?

Gloor ist Regisseur und Hauptdarsteller in einem. Allen anderen hat er eine Rolle zugewiesen. Seiner Herzensfreundin, dem Hausarzt, dem Nachlassverwalter, dem Psychiater, seinen Freunden, die selbst dann irgendwie mitspielen, wenn sie sich fernhalten, dem Nachbarsohn, der einen Film über ihn dreht, dem Autor dieser Zeilen, dem er seine Geschichte erzählt hat, dem Fotografen, der ihn für diesen Artikel fotografiert hat, und Ihnen, die Sie seine Geschichte bis hierher gelesen haben. Uns alle hat Armin Gloor so aufgestellt, dass er ein letztes Mal im Mittelpunkt steht.

„Erstaulich ist, dass alle mitmachen“, sagt seine Ehefrau. Niemand sagt: „Lass mich in Ruhe damit!“ Ich sehe, wie viele Menschen es ernst nehmen und ihm in irgendeiner Form nahe sein wollen.“

Wenn Gloor eines nicht leiden kann, dann wenn die Dinge nicht so laufen, wie er sie geplant hat. Wenn sein Plan nicht aufgeht. Scheitern hieße in diesem Fall für ihn: Er überlebt.

Aber vielleicht stimmt das nicht. Vielleicht wäre die wirklich selbstbestimmte Tat nicht, sich den Tod zu geben. Sondern es im letzten Moment nicht zu tun. Es zu unterlassen, in dem Bewusstsein, man könnte es ebenso gut tun.

Seine Herzensfreundin hat sich vorgenommen, nach Armins Tod wandern zu gehen. Auf der Wiggis, ihrem Lieblingsberg in der Inner-schweiz. „Er wird mir sehr fehlen“, sagt sie.

„Acht“, sagt E. zum Schluss über den Freund, „er ist ein Mann mit so vielen Talenten. Er kann schreiben, ist musikalisch, belesen. Ich habe ihn oft bewundert und viel von ihm gelernt. Manchmal denke ich: Das ist das Drama des begabten Kindes.“

„Freiwilliges Sterben“, schreibt Camus, „hat zur Voraussetzung, dass man wenigstens instinktiv das Lächerliche dieser Gewohnheit erkannt hat, das Fehlen jeden Grundes zum Leben, die Sinnlosigkeit dieser täglichen Betätigung, die Nutzlosigkeit des Leidens.“

„Das wirkt vielleicht irgendwie besonders oder geradezu absurd“, sagt seine Ehefrau über Armin Gloors Vorhaben. „Aber das ist es nicht. Er ist nur der Einzige, der es so macht.“

Vor langer Zeit, als er seinen Tod noch nicht plante, hat Armin Gloor sich aus einer Laune heraus einen Grabspruch ausgedacht. Für den Fall, dass er sich irgendwann einmal „auf einem kleinen Landfriedhof oder an einem Wanderweg“ begraben lassen würde. Auf seinem Grabstein sollte dann stehen:

Hier liegt der liebe Gloorli,  
er war ein großer Schnorrli.  
Drum, Wanderer, geh' weg von hier,  
sonst steht er auf und schnorrt mit dir!

Wenn Sie sich mit dem Gedanken befassen, Ihr Leben zu beenden, sollten Sie unbedingt professionelle Hilfe suchen. Beratung bietet etwa die Deutsche Gesellschaft für Suizidprävention <http://www.suizidprophylaxe.de> oder die Telefonseelsorge an: 0800/11 01 11